



Die Kräfte des Urbi.

Von Geo Clifford.

Wir saßen in vorgerückter Nachstunde am Rande der Hotelterrasse, lauschten dem monotonen Liede des schlafenden Meeres, das wie eine riesige, dunkle Schale zu unseren Füßen lag, und tranken, willenslos und ohne Gier, aber um so stetiger, von dem roten Weine, den uns der Manager so warm empfohlen hatte.

Die wohlige Gelöstheit, die uns alle in ihrem zaubervollen Banne hielt, war wie ein milder Rausch; man hörte und sah, aber alles war in Unwirklichkeit getaucht, über die Grenzen der Materie hinweggehoben, schmerzhaft. Das Meer plauderte mühsam, schläfrig, die laue Brise, die sich dann und wann bemerkbar machte, glich dem linden Streicheln einer Frauenhand, die wenigen Worte, die gesprochen wurden, fielen gleich trägen Tropfen in die Stille.

Zeit und Ort waren ausgelittigt...

Das moß so bis gegen ein Uhr morgens gedauert haben. Keiner sah auf die Uhr. Es war ja so gleichgültig...

Da riß sich Kuilemborg, der dicke Niederländer, empor. In seinen Augen war plötzlich gespannte Wachheit, sein schwerfälliger Körper, der eben noch gleichsam knochenlos in dem breiten Stuhl gelegen hatte, war momentan gestrafft. Wir bemerkten es alle, denn auch unser Dämmertraum, den Wein und Meeresplaudern und die Stille der Mittelmeernacht gezeugt hatten, war verflogen — — — Dort steht er, ich lasse mir das nicht nehmen, der Bursche kann mehr, als unsereiner sich vorstellt. Wir saßen alle hin, teils direkt, teils wieder unvermutet und aufdringlicher, als der gute Ton es eigentlich zuließ. Denn Kuilemborgs Worte waren über uns hergefallen wie eisse Güsse und jeder vermerkte etwas Ungreifbares, Unheimliches zu spüren; und jedem war es, als hätte er dergleichen erwartet, hätte es heraufkommen sehen, ohne es verhindern zu können...

Jetzt geht er hinaus! Die Worte kamen von den bleichen Lippen des fetten Mannes, wie ein erlöstes Aufstöhnen.

Wir waren alleamt keine Krügelge weiß der Teufel, aber behaglich war ihnen von uns zu Blute.

Da sah der magere Franzose, der so selbst von der Fremdenlegion zu plaudern wußte, seine Zigarette mit einer gemacht leichten Geste. Wir saßen alleamt auf ihn hin, seine Bewegungen waren gleichsam her-

ausfordernd gewesen in ihrer Nonchalance.

— Ich glaube nicht an dergleichen Dinge...

Aber die Hand, die das Feuerzeug zur Zigarette führte, zitterte leise.

In allen Gesichtern lag eine undefinierbare Erregung, so gleichgültig jeder dreinzuschauen bemüht war. Etwas lag in der Luft.

— Er ist gestern gekommen... Kuilemborg flüsterte und wir steckten die Köpfe zusammen, so leise war sein Gejuchel. — Er ist gestern so plötzlich dagewesen, daß es mir einen Ekel versetzte, als ich ihn erblickte. Und er wird ebenso spurlos wieder verschwinden, wie er von Kizza verschwand, wo ich ihn zuletzt sah... vor vier Jahren traf ich ihn in Amsterdam. Damals erschloß sich einer meiner besten Freunde, ein Diamantnobob, wenige Tage später. Ob sein Selbstmord mit dem Besuche dieses sonderbaren Menschen zusammenhängt, kann man zwar nicht sagen, aber — — —

— Jetzt fällt mir ein, Bantoch fuhr sich mit der Hand über die Stirne, auf der Schweißperlen glitzerten... Jetzt, natürlich, ich erinnere mich ebenfalls, den Menschen habe ich schon irgendwo gesehen... aber wo nur?

Da stand Bergemann, der magere Bergemann, über den wir alle immer zu lachen pflegten, weil er so drollige deutsche Lieder wußte, auf. In seinen Mienen war kalter Entschluß:

— Meine Herren, da nie ich nicht mit! Entweder ihr rüdt mit der Sprache heraus, oder ich gehe schlafen. Ich habe kein Verständnis für dergleichen Geheimnereien, bei uns gibt es so etwas nicht.

Natürlich wir kannten die Redensarten auswendig... und wie ulkig sein sonst so gutes Englisch wirkte, wenn er von daheim sprach...

Kuilemborg sah ihn mit unerschrockenem Neugier an. — Dann lassen Sie sich einmal zu einer Erklärung herbei, was das alles bedeutet. Der Mensch taucht irgendwo auf, ich habe von ihm an anderen Orten wiederholt reden gehört, man kennt ihn überall! — taucht auf, plöblich und wie ein Geist aus einem anderen Jahrhundert, benimmt sich furchtbar, wird von allen Gastherren wie ein König behandelt, zahlt keine Zeit, auch das habe ich mir sagen lassen, in den Hotels anstandslos, wie viel sie auch beitragen mag,

freundet sich schließlich mit einer Gesellschaft an, und am nächsten Tage ist er weg. Und das schrecklichste daran, Kuilemborgs Stimme schnappte über, er redete sehr rücksichtslos mit voller Stärke, das schrecklichste, unheimlichste, wenn sie dann einen, der dabei war bei dieser Unterhaltung, fragen, worüber man geredet hat, dann zuckte er die Achseln, münktelt von gewissen spiritistischen Versuchen und bleibt ansonsten stumm wie ein Stockfisch. Na, kennen Sie sich aus?

Totenstille folgte diesen leidenschaftlichen Worten. Wir saßen wie niedergedrückt. Dann begann der Deutsche wieder: keine Stimme war etwas gedämpft.

Nun, warum die Leute alle schweigen, wenn sie mit ihm zu tun haben. Das gibt es nicht. Na, hier mag es ja allerhand Schnid-Schnad geben, aber — — —

Jeder von uns war im Stillen überzeugt, daß jetzt die Feststellung folgen müßte, daß es etwas Derartiges bei ihm zu Hause nicht gäbe. Aber die Feststellung blieb aus. Und vorläufig auch die Erklärung für das Phänomen, daß niemand, der einmal in der Gesellschaft des sonderbaren Fremden gewesen war, nachher davon sprechen wollte...

Denn in diesem Augenblicke stand neben Bergemann, dem das Wort im Halse stecken blieb, der Fremde...

Er grüßte artig, schien es zu übersehen, daß keiner von uns den starren Bann sofort abschütteln konnte, um wenigstens seinen Gruß zu erwidern und fragte mit vollendetem Lächeln:

„Würden die Herren gestatten, daß ich mich Ihnen anschließe? Ich bin allein hier und habe gute Gründe, die Einsamkeit zu vermeiden...“

Sag du etwas, zum Teufel, das Schweigen wirkt doch schon peinlich... sicher sagte es jeder von uns zu sich selbst. Aber es dauerte doch... Herzschläge lang, bis Bergemann, der magere, aber mutige Bergemann, die Herrschaft über sein Organ wieder fand.

Es wird uns ein Vergnügen sein, Herr!

Der Fremde stellte sich vor. Keiner verlor den Faden. Wir nannten ihm die unseren, einer nach dem anderen aufstehend und wieder zusammensinkend, wie die Autogrammen. Der Fremde nahm Platz und begann zu plaudern. Wir saßen wie die Buddha-Statuen. Der Fremde plauderte fesselnd, voll

Charme und Geist. Er war viel gereift, mußte das Charakteristische jeder Gegend mit plastischen Worten zur Geltung zu bringen — wir saßen und schwiegen.

„Ich kann mich des unangenehmen Eindrucks nicht erwehren, als ob ich den Herren lästig wäre?“ Er sagte es mit so viel bestridender Liebenswürdigkeit, daß wir alle samt plötzlich lebhaft wurden und zu protestieren versuchten. Was ihn veranlaßte, zu bleiben. Er ließ nur noch eine Bemerkung fallen, die aber wirkte wie eine Ekstasibombe.

„Glauben Sie mir, meine Herren, es ist ein schredliches Los, immer allein sein zu müssen, weil einem der düstere Schatten einer traurigen Berühmtheit vorausgeht...“

Da gab der magere Bergemann Feuer. Er schob sofortigen los, ohne zu zielen, mit geschlossenen Augen.

„Aha! Sehen Sie, das interessiert mich! Ich muß gestehen, auch ich habe schon allerhand über Sie munkeln gehört.“ Sein Blick streifte den schwitzenden Skulemborg, der gen Himmel sah, wie ein Märtyrer, „und da habe ich mir gedacht, es würde mich doch freuen, mit diesem Mann bekannt zu werden, der über unheimliche Kräfte verfügen soll.“

So, jetzt war es ausgesprochen, Skulemborg verjagte, unsichtbar zu werden.

„Das ist für mich ebenso schmeichelhaft wie traurig, mein Herr.“ Der Fremde flötete mild und resigniert. „Ich bin ein Bezeichner, denn ich trage in meinen Händen die Kraft des Arvi. Wissen Sie, was Arvi war?“

Nein, wir wußten es nicht, aber er erklärte es uns. Den klaren Ueberblick über das Wesen des Arvi habe ich nie erhalten;

ich habe auch vergessen, wie man die etwas komplizierte Auslegung dieser Kraft anfangen mußte. Es kam darin verschiedenes von einem System von Schwingungen vor, die aber weder mit den Ansichten des Empedokles, noch mit den Herzschen Wellen etwas zu tun haben sollten. Jedenfalls aber war es unheimlich. Und wir saßen da, wie vor uns viele Gesellschaften dageessen haben mochten, waren willenlos, tranken immer weiter von dem roten Wein, sprachen fast nichts und sahen mit starren Augen auf den Fremden, der uns erklärte, die sonderbare Kraft seiner Hände, deren auch viele teilhaftig seien, ohne es zu wissen, überhebe ihn der Sorge um die Materie. Er habe immer zu leben wie ein Kasir, damit hatte er sich Bergemann zum Feind gemacht.

„Hören Sie mir auf mit dieseninkerlichen, Kasire. Dieses Schwindlerpad!“ Aber der Fremde lächelte sonderbar.

„Haben Sie schon einmal die Kraft überfülllicher Mächte gespürt?“

Seine Frage klang sanft. Aber Bergemann war dunkelrot im Gesicht und noch viel stärker betrunken, denn wir alle. Der Wein war seit der letzten Stunde unsagbar gut. Sie haben alle miteinander einen schweren Rausch, dachte ich, man muß nur ihre krampfhaft aufgerissenen Augen ansehen... aber ich wußte in diesem Augenblicke, daß mein Rausch nicht weniger gut fundiert sei; auch über die krampfhaft aufgerissenen meiner Augen gab ich mich keiner falschen Illusion hin...

Was dann folgte, weiß ich nicht mehr genau anzugeben. Ich sah nur noch, daß Bergemann aufsprang und vor den Fremden

hintrat, wobei er die Arme auf dessen Geheiß weit feillich wegpreizte. Dasselbe taten die anderen, einer nach dem anderen. Auch an mich kam die Reihe. Ich fühlte sonderbare, heiße Ströme durch meine Arme laufen, sah in ein bleiches, gleichsam von innen heraus erleuchtetes Gesicht, hörte Worte, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Oder vielleicht hörte ich die Worte auch gar nicht, sondern dachte sie nur...

Die Brise, die vom Meere kam, war bedeutend kühler, denn am Abend. Ich bemerkte dies unter heftigen Kopfschmerzen, als ich aus einem, wie ich glaubte, ganz kurzem Schlummer erwachte. Aber über dem Meere grollte bereits, feurig rot, das Morgenlicht. Die andern lagen und sahen um mich herum und erwachten nach und nach ebenfalls. Der Kopfschmerz herrschte, wie eine kurze Umfrage ergab, bei allen, ohne Ausnahme, vor.

Der Fremde war verschwunden. Mit ihm unsere sämtlichen Briefschaften.

Er war mit dem ersten Zuge abgereist. Ich begreife jetzt vollständig, warum er nirgends für die Materie zu sorgen hat. Für die sorgen, wie er auch uns bewies, die Kräfte des Arvi, die er in seinen Händen, in seinen geschickten Taschendiebstählen, hat...

Ich begreife aber auch, warum niemand, der einmal auf seinen Schwindel herein gefallen war, über den Verlauf der Unterhaltung sprechen wollte...

Denn erstens ist das Gefühl der Blamage bitter.

Und zweitens ist der Gedanke, daß noch viele, viele andere ebenso hineinfallen werden, unsagbar süß.

Die Flamme.

Von Hermann Hesse.

Ob du tanzen gehst in Tand und Blunder, ob dein Herz sich wund in Sorgen müht, täglich neu erfährst du doch das Wunder, daß des Lebens Flamme in dir glüht.

Mancher läßt sie lodern und verproffen, trunken im verzückten Augenblick, andre geben sorglich und gelassen Kind und Enteln weiter ihr Gesicht.

Doch verloren sind nur dessen Tage, den sein Weg durch dumpfe Dämm'ung führt, der sich sättigt in des Tages Plage und des Lebens Flamme niemals spürt.

Der Tanz der Vorticella.

Von Dozent Ewald Schild,

Mikrobiologisches Institut, Wien.

Unlangst habe ich mir wieder einmal ein reizendes Tänztchen besehen. Allerdings gab es keine erwachsenen Kinder in der vorchristmässigen Gesellschaftstoilette zu sehen, aber ich glaube, es hätte sich mancher und manche nicht weniger amüsiert, wenn sie mit mir an jenem Abend in der mir heimischen mikroskopischen Gesellschaft zu Gast gewesen wäre. Man höre nur das seltsame Dinstörchen:

Die oberflächliche Durchmusterung einiger Verjuchschälter mit niederstem Kleingetier des Wassers verhielt köstliche „Gemüts- und Augenergözung“ für die mikroskopische Beobachtung. So war es auch. Nach ein paar kleinwinzige Partikelchen von dem sattgrünen Algenrasen der Schälterwand auf ein Traggläschen und unter die winzige Objektlinie des Kleinsehers gebracht. Hurtig und pudrig rudern phantastische Gestalten durch das Seefeld. So reizvoll es auch

wäre, dem tändelnden Spiel dieser einzelligen Weltbürger, die der Laie gewöhnlich unter dem Namen Infusorien herzlich gering schätzt, unsere Aufmerksamkeit zu widmen, erwartete uns ein noch viel verlockenderer Anblick. Das Wassertropfchen auf dem Glasplättchen wird systematisch abgesehen, wir durchstreifen gigantisch erscheinende Algenwälder, sehen wunderliche Diatomeenschiffchen ihre Kreise ziehen — und haben ganz plötzlich eine ganze Kolonie der unermüdlichen Tänzer vor unserer Auge. Voreerst ist der Blick noch getrübt durch hastige Bewegungen, allmählich beruhigt sich aber die seltsame Gesellschaft und gewährt ungehindert Einblick in ihr Leben und Treiben.

„Glockentierchen“ (Vorticella) benannt etwas poetisch die Altmeister der Infusorienkunde diese zierlichen Lebensformen. Und fürwahr, der Anblick des Zellenkörperchens erinnert an ein winziges Glöckchen. Jedes Glöckchen hängt an einem ganz dünnen Faden, den wir uns etwas näher ansehen wollen. Da — ein blitzschneller Ruck, und zudend hat er sich zusammengerollt, wie ein kleiner Storfischer, das Glöckchen mit sich niederreichend. Aber schon nach einigen Augenblicken entfaltet sich der spiralig zusammengelegene Faden, das Glöckchen, das sich gleichfalls zu einer Kugel zusammenrollte, blüht wieder auf. Nach einer Sekunde reißt die Ziege ihre Glöckchen abermals zurück, und so könnten wir stundenlang dieses wirbelnde Auf- und Abtanzen verfolgen.

Ich hoffe nicht langweilig zu werden, wenn ich noch kurz einiges über dieses wunderjame Wesen berichte; ich will ja nicht der gedankenlosen Neugier Befriedigung bieten, sondern Genuß auch dem denkenden Verständnis.

Neues zeigt sich im Blickfeld des Mikroskops. Am Rande der Glode entdecken wir ein rasillos wirbelndes kleines Ködchen. Bei eingehender Beobachtung erweist es sich, daß dieses Flimmern durch das Schlagen einer großen

Anzahl eng nebeneinanderstehender feinsten Härchen, den Wimpern, hervorgerufen wird. Sie bewirken in der unmittelbarsten Nachbarschaft der Glode eine kleine Wasserströmung, die Richtung herbeiführt, welche in den Zellmund hineingetrieben und dann vom Körperplasma aufgenommen wird. Das Auge des Forschers ermüdet eher, als diese so unsagbar winzigen Flimmerhärchen.

Erstaunlich auch die Einrichtung, welche das fortzieherartige Ausrollen des Stieles ermöglicht. Sollte man es für möglich halten, daß in dem glasklaren Stiel des Tierchens, das nur eine einzige Zelle darstellt, sogar ein spirallig gekrümmter Muskelfaden erkennbar ist, der durch seine Zusammenziehung das Zurückziehen von Stiel und Glode bewirkt? Daß all diese wunderbare Organisation, die das brandbare unserer fünf Menscheninne gleichfalls aufweist, in einem so winzigen Stäubchen Platz hat, dem der Wassertropfen schon die ganze Welt bedeutet?

Die Vermehrung unseres Glockentierchens erfolgt meist durch einfache Zweiteilung seines Zellkörpers, so daß jedes Tochtertierchen der Einrichtungen des Mutterorganismus teilhaftig wird. Manchmal ist auch der verwidelte Vorgang der geschlechtlichen Zellverschmelzung zu beobachten. Ein frei schwimmendes Glockentierchen ohne Stiel nähert sich einem sesshaften Artgenossen, umschwärmt ihn einige Zeit hindurch lebhaft und legt sich endlich an dessen Körper fest. Der Zellinhalt des Aufschwärmers fließt nunmehr in den Körper der „Lebensgefährtin“ hinein, die beiden Einzelwesen verschmelzen so zu einem einzigen. Diese Verschmelzung braucht eine gewisse „Uinauffrischung“ mit sich, die den Ausgangspunkt für weitere gewöhnliche Teilungsgenerationen darstellt.

Der Wassertropfen unter dem Mikroskop trocken allmählich ein! Der unermüdliche Tanz der zierlichen Glöckchen wird immer langsamer, um endlich ganz aufzuhören.

Die Postkarte.

Von Karl Ettlinger.

Mit einem tiefen Seufzer nahm die alte Frau Dobelhauser das Marktnetz vom Küchentisch, zählte noch einmal die paar schmutzigen Papierschneide nach und schlürfte den engen, dunklen Gang zur Treppe. Dabei warf sie einen bekümmerten Blick auf die Kammertür, hinter der ihre Liesel schlief.

Die Liesel gefiel ihr nicht mehr. Was hatte das Mädel nur? Früher war sie immer so lustig gewesen, hatte geschwätzt wie eine Elster, wußte immer eine Menge Spassiges aus dem Geschäft, von den Chefs und Kollegen zu erzählen — und jetzt war sie immer brummig und beantwortete jede Frage der Mutter mit einem Inrunden: „Was soll denn im Geschäft sein? Had is halt!“ Früher war die Liesel schon um sechs aus den Rissen gesprungen, half der Alten beim Kaffeekochen, besprach mit ihr die Haushaltsangelegenheiten — jetzt lag sie bis zum letzten Augenblick im Bett, kleidete sich hastig an, stürzte den Kaffee hinunter und lief ohne richtigen Abschiedsgruß davon, kam unpünktlich zum großen Mittagessen und Abendbrot, ja, manchmal blieb sie ganz weg.

Was hatte das Mädel?

Die alte Dobelhauserin ahnte wohl, was die Liesel haben mochte. Aber sie wollte dieser Ahnung nicht glauben. Mein Gott, wenn die Liesel einen Schak hatte, dann konnte sie es ihrer Mutter doch sagen! Wenn es ein ordentlicher Mensch war, der es ehrlich meinte, hätte sie gewiß nichts dagegen gehabt.

Als Frau Dobelhauser aus dem Haus vor trippelte, begegnete ihr der Briefträger.

„Grüß Gott, Mutter!“ sprach er sie heiter an, „Gut, daß ich Sie hier unten treffe, da kann ich mir die vier Treppen ersparen. Da war eine Postkarte für die Liesel.“

Die Alte betrachtete im Weiterhumpeln die Postkarte. „Dochwohlgeborenen Fräulein Liesel Dobelhauser“ stand auf der Vorderseite.

Mißtrauisch blinzelte die Alte die fremdartigen Schriftzeichen an.

Was wohl auf der Karte stehen mochte? Wenn sie nur wüßte, wer's ihr überreichte. Nicht aus Neugier, nein, über solche Kleinigkeiten war sie längst hinaus, sondern zur Beruhigung ihrer Angst.

Sie starrte auf die Karte und stieß dabei wider einen jungen, eleganten Herrn.

„Nanu, Kanthippchen“, meinte der schneidrigkeit, „nennen Sie nur nicht den Strakenverkehr um. Muß ja kolossal wichtig sein, was Sie da so eifrig studieren?“

„Ach“, stotterte Mutter Dobelhauser, und nahm ihren ganzen Mut zusammen. „Ach, Sie können mir einen großen Gefallen tun.“

„Wieviel brauchen Sie denn?“ spottete der fremde Mann.

„Nein, nein, nicht das!“ stieß die Alte erschrocken hervor. „Sondern ich meine nur — ich möchte bloß — könnten Sie mir nicht vorlesen, was auf der Karte steht?“

„Na, geben Sie mal her!“

Der junge Mann nahm mit Wichtigkeit die Karte, las sie und lachte laut auf. „Gehört der Welt?“ fragte er belustigt.

Frau Dobelhauser wurde rot. „Nein, nicht mir. Sondern... Ich hab' nämlich mein Zimmer vermietet... an ein junges Fräulein... und weil der Briefträger gerade...“

„Na, hören Sie mal, Sie sind ja 'ne nette Blanke! Die Briefschaften fremder Leute ausblättern? Ja, das macht ihr gern, ihr alten Drachen! So 'ne Karte hatte ich auch mal als Dienstherrin! Hat aber nicht lange gedauert, die Verächtlichkeit. Und dabei soll ich Ihnen noch helfen? Ne, das machen wir nicht!“

Er ließ die bestürzte alte Frau stehen. Mutter Dobelhauser verspürte Gewissensbisse; das Wort Spion hatte sie getroffen. Aber ein Spion will doch stets etwas Böses, und sie wollte nur Gutes — nein, ein Spion war sie nicht.

Sie sprach einen dicken, älteren Herrn an, der, beide Hände in den Taschen seines Pelzmantels verkernt, daherkam. Der zündete sich zunächst umständlich eine Zigarre an, dann nahm er großmütig die Karte, las sie, lachte noch einmal und — lachte dröhnend.

Angstvoll blickte ihn die alte Frau an. Weshalb lachten nur alle Leute über diese Karte? Ist es so lustig, was darauf steht? Oder so entsetzlich?

„Na“, schmunzelte der Dicke behäbig, „wer die Karte geschrieben hat, der soll sich auch sein Schulgeld wieder rausgeben lassen! Ein Bod nach dem andern! Schöne Schmiererei!“

„Was steht denn drauf?“ wogte Frau Dobelhauser zu fragen.

„Nichts für Sie, Mütterchen! Da sind Sie noch viel zu jung dazu!“

„Ja, aber ich möchte doch... ich bitte Sie doch bloß...“

„Nein, nein Verehrteste! Das lassen Sie sich verkorken von wem Sie wollen, ich verlese grundsätzlich keine Briefgeheimnisse. Als Geschäftsmann läßt man die Finger von so etwas. Uebrigens bin ich verheiratet. Verstehen Sie?“

Die alte Dobelhauserin fühlte sich an die Stirn, das Marktnetz ersiel ihren zitternden Händen, und plötzlich brach sie in krampfhaftes Weinen aus.

„No, na, Mütterchen?“ hörte sie sich anreden. „So in Tränen aufgelöst? Hat Ihnen wer was angean?“ erkundigte sich der Herr. „Dann sagen Sie mir's ungeniert! Wir Alten, Abgetatelten müssen uns solidarisch fühlen. Nicht wahr?“

Frau Dobelhauser wußte nicht, was „solidarisch“ bedeutet, aber sie empfand erwärmend, daß dieser Fremde es gut mit ihr meinte.

„So wogte sie es, ihre Bitte um Entzifferung der Karte zu stottern.“

„Gehen wir weiter“, jagte der Herr, „im Gehen spricht sich's leichter.“

Er las die Karte. Keine Miene verriet, was er sich beim Lesen dachte. Frau Dobelhauser beobachtete ihn genau.

„Das ist wohl Ihre Tochter?“ fragte er, eine Weile mit der Karte spielend.

„Ja, die Liesel.“

„Haben Sie noch mehr Töchter?“

„Nur die eine.“

„Sie ist wohl im Geschäft?“

„Zieht das auf der Karte?“ fragte Frau Dobelhauser erleichtert.

„Nicht eigentlich!“ lächelte der Fremde. „Aber ich habe mir das so zusammengereimt.“

„Aber was steht denn darauf?“ beschwor ihn Mutter Dobelhauser. „Ach Gott, niemand will mir's sagen.“

Der fremde Herr sah sie fröhlich an. „Sie werden doch nicht etwa wegen dieser harmlosen Karte geweint haben? Aber Frauen! Wie kann man nur so mißtrauisch sein? Es steht gar nichts darauf als: „Von einem vergnügten Ausflug sendend ihrer lieben Kollegin die herzlichsten Grüße — o weh, jetzt ist mir die Karte in den Kanalschacht gefallen!“

„Das ist aber unangenehm!“ erjährt die Alte.

„Davon geht die Welt auch nicht unter. Tun Sie halt, als wäre die Karte verloren gegangen. Ohne ein bißchen Lüge kommt man nicht durch die Welt. In der Jugend lügt man für sich selbst und im Alter für die andern!“

Der Fremde lachte. Frau Dobelhauser drückte ihm dankbar die Hand. Sie kannte ihn erst zwei Minuten, und doch hatte sie ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Vergnügt trippelte Mutter Dobelhauser weiter.

Der Fremde sah ihr nach, bis sie um die Ecke verschwand. Dann wiegte er nachdenklich den Kopf und murmelte: „Armes Alterchen!“

Er rief sich den Inhalt der Postkarte ins Gedächtnis zurück, der gelauter hatte: „Süßes, geliebtes Huhn! Also, es bleibt dabei: Sonntag nachmittag, sechs Uhr, Kintopp und dann Fortsetzung auf meiner Bude.“

Ich kann's gar nicht erwarten bis dahin. Bringe Zigaretten mit, Schokolade und Wein besorge ich selbst. Wenn Dich das alte, ver-rückte Reptil nicht fortlassen will, kofle ihr vor, Dein Chef hätte Dir ein Theaterbillet geschenkt. Der Teufel hole alle alten Drachen!

Hunderttausend heiße Küsse. Dein Fritz. Wenn die Alte frech wird, dann ziehe aus! Nur nichts gefallen lassen! Du bist viel zu hübsch dazu!“

„Verdamme Göre!“ witterte der alte Herr in sich hinein. Ihm war recht unbehaglich zumute; er wußte nicht, hatte er mit seiner Lüge ein gutes Werk getan oder ein sehr schlimmes.

Originelle Grabinschriften.

Von Ernst Edgar Reimerdes.

Schon in den ältesten Zeiten war es üblich, die Grabmonumente mit Inschriften zu versehen, die außer Namen, Beruf, Titel, Geburts- und Sterbetag allerlei Eigenschaften aus dem Leben des Verstorbenen enthielten; weiterschweifige, schwülstige Ergüsse in Prosa und Poese über gute und schlechte Eigenschaften des Toten. Der unerschöpfliche Humor spielt in diesen Grabinschriften eine bedeutende Rolle. Zweifellos sind sie in den meisten Fällen durchaus ernst gemeint gewesen, manchmal aber lacht uns der Schalk aus den häufig recht unbeholfenen Versen an und trotz der ernstesten Mahnung des Memento mori, über Tod und Tränen hinweg bricht der Humor sich Bahn, wie z. B. in dem Vers, welchen man dem 1516 in Lübeck verstorbenen, in der dortigen Marienkirche beigelegten Ratsherrn Hans Kerkerling auf den Grabstein setzte: „Hierunter liegt Hans Kerkerling de scheew uo sine Höie ging; o Herr, mak em de Beene glit, un held em in din Himmelrik. Du leist de Schaade to di wah'n, lat dissen Bud man of mit gah'n.“ — In der Gegend von Greifswald hat eine Gemeinde ihrem Geistlichen folgenden sinnigen Vers gewidmet: „Den Pfarrer Sedulim verschlehet dieses Grab; Gott, gib den Schlummer ihm, den er den Hörern gab!“ — Auf dem Grabe Studarts in Petersburg bei Hersfeld in Hessen ist folgende Inschrift zu lesen: „Gott sah auf seinem Thron und sprach zu seinem Sohn: Steh' von deinem Sitze auf und laß den sel'gen Studart drauf.“ — In der Gegend von Verden befindet sich auf einem Dorffriedhof ein Grabstein mit dem Vers: „Hier ligger uje Olen. Wi hebbs se di, Gott, besohlen, du hejst je in din' Rast, hol du je so fast. Wenn je scholen wedder ubstaan, möien wi von Gude und Gose gaan.“ — Einem Bauern J. G. Märkel, der auf dem Friedhof von Doberan seine Ruhestätte fand, widmete man nachfolgende Grabinschrift: „Hier ruhet Johann Gottlieb Märkel, in sine Jugend was hei'n Kerfel, in sin Deller was hei'n Swien, mein Gott, wat mag hei nu wohl sin.“ — Dem ebenfalls in Doberan beigelegten mecklenburgischen Edelmann Heinrich von Bülow, der ein allzu großer Verehrer von kalter Schale, dem Nationalgetränk seines Heimatlandes, gewesen ist, schrieb man folgenden Vers auf den Grabstein: „Wiel (weiche), Düwel, wiel! Wiel wiet von mi! Id scher mi nicht en Poor um di. Id

bün en medelborgschen Edelmann. Wat geist di, Düwel, min Supen an. Ich drink mit mi'n Herr Jesus Christ, wenn du, Düwel, ewig dörsten mögt. Ich drink mit em de söte Kollerschäl, wenn du sitzt in der Hölle Qual." — Eine große Vorliebe für kalte Schale hatte auch der um 1500 verstorbene, in Doberan ruhende Herzog Magnus von Mecklenburg, dessen Grab der Spruch zielt: „In dieser Welt hab' ich mein Lust allein mit kalter Schale büht. Herr, gib mir ewig kalte Schäl in deinem Himmels-Freuden-saal.“ Einem ebenfalls aus Mecklenburg gebürtigen Herrn von Zallern wurde nachstehende Inschrift auf den Grabstein gesetzt: „Hier ruhet Herr von Zallern. Mein Gott, wat dät dat bältern, wenn hei de Buern klopp! Nu hebben sei em hier innepropp.“ — Das Grabmal eines Soldaten auf dem schöngelegenen Friedhof zu Prien am Chiemsee schmückt folgender Vers: „Hier ruht Herr Josef Schinabek, im Frieden sanft, im Kriege fed. Ein Engel war er auf Erden schon, und Gefreiter im Gien Jäger-Bataillon.“ — Auf dem Salzburger Friedhof ist auf einem alten Grabstein nachstehende zweideutige Inschrift zu lesen: „Hier unter diese Friedhofs-gütern, da ruht ein morsches Haus; das trant manchen Bittern-Kelch des Leidens aus.“ — In Prien (Tirol) findet man auf einem Leichenstein die folgenden poetischen Worte: „Ich wuchs ganz allgemein heran in meiner Sündenblüte. Da kam ein Stier an mir vorbei und stieß mich in die Mitte. Zur Himmelsfreud, zur ew'gen Ruh kam ich durch dich, du Rindviech du.“ — Auf das Grab eines von seiner Eheliebsten im Leben arg geplagten Bauern zu Oberperfsch in Tirol setzte man die vielsagende Inschrift: „In diesem Grab ruht Annich Peter. Die Frau begrub man hier erst später. Man hat sie neben ihm begraben. Wird er die ew'ge Ruh' nun haben?“

Das laufende Band.

Als Herr Jord das bekannte „laufende Band“ sozusagen das Licht der Welt erblicken ließ, beschwärmte er nicht, es aus der Nähe zu betrachten.

Unter dem Tor stand ein Arbeiter, der intensiv damit beschäftigt war, die neue Arbeitsmethode aus dem Hintz halt zu betrachten. Er tat nichts anderes, so penetrant es auch rings nach Arbeit stand.

„Ich beobachte Sie jetzt geraume Zeit,“ jagte Jord zu ihm. „Solche Leute kann ich nicht brauchen!“ Griff in die rechte Westentasche: „Hier haben Sie Ihren Wochenlohn . . . Marisch, aus dem Haus!“

Dann knöpfte er sich den Meister vor. Gab ihm Saures und bekräftigte: „Ich habe den Gaulpelz stante pede rausgeschmissen . . . Passen Sie gefälligst besser auf Ihre Arbeiter auf.“

Dem Meister schwammen etliche Felle weg. Dann aber stammelte er: „Ich möchte nur ergehennt bemerkt haben, daß der gar nicht bei uns beschäftigt war. Er hat bloß nach Arbeit angesetzt.“ (Eimpl.)

Was mancher nicht weiß.

Völker der alten Welt suchten wichtige Nachrichten über Land und Meer von Insel zu Insel. Nach des Abschlus „Agamemnon“ gelangte die Nachricht vom Fall Trojas noch in derselben Nacht durch Feuerzeichen nach Argos.

Die drei vulkanischen Inseln Tristan da Cunha im Südatlantischen Ozean, welche zur Kapkolonie gehören, haben nur achtzig Einwohner.

Der größte Süßwassersee der Erde ist der 81.000 Quadratkilometer große Obere See (Lake Superior) in Nordamerika. Er ist der westlichste der fünf großen kanadischen Seen.

Gebanken-Splitter.

Es ist nicht ein bloßer frommer Wunsch für die Menschheit, sondern es ist die unerlässliche Forderung ihres Rechtes und ihrer Bestimmung, daß sie so leicht, so frei, so gebietend über die Natur, so echt menschlich auf der Erde lebe, wie es die Natur nur irgend gestattet. Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Lasttier, das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt und nach der notdürftigsten Erholung der erschöpften Kraft zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos, mit Lust und Freudigkeit arbeiten und soll Zeit übrigbehaltend, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist. Noch Gottl. Richte.

Einzeln ist der Mensch ein schwaches Wesen, aber stark in Verbindung mit andern. Einsam müht er sich oft umsonst. Ein Blick des Freundes in sein Herz, ein Wort seines Rates, seines Trostes weitet und hebt ihm den niedrigen Himmel.

Allerlei.

Menschenfresser als Künstler. Die Kunst der Naturvölker genießt heutzutage bei uns große Wertschätzung, und es ist wirklich erstaunlich, was für hervorragende Werke von Menschen auf ganz primitiver Kulturstufe geschaffen werden. Eine Erklärung dafür ist es, daß der primitive Künstler noch als „ganzer Mensch“ schafft, daß bei ihm die Kunst zum Mittelpunkt seines Daseins wird. Bezeichnende Beispiele dafür führt der australische Forschungsreisende Jack Molaren an, der sich viel unter den Menschenfressern Neu-Guineas und Australiens aufgehalten hat. „Diese Wilden sind manchmal von ihrer Arbeit geradezu bejessent,“ schreibt er. „So baute sich ein Menschenfresser in Neu-Guinea, den ich beobachtete, ein Mann zum Fischen, bedeckte es dann aber über und über mit Zeichnungen, verzierte es mit Einlagen aus Perlmutt und Schildpat, so daß er schließlich für das Boor ein besonderes Haus baute und es als seinen höchsten Schatz bewahrte. Ein anderer Wilder von Neu-Guinea hat die Mauern seiner Hütte ganz mit Silber bedeckt und als „Leinwand“ verwendet er Kampfschilder, die von Menschengröße sind. Die Farbe liefert ihm die Erde. Zum größten Teil sind es grobe Porträts, aber auch symbolische Darstellungen. Der Künstler verbringt seine ganze Zeit mit Malen, und der Stamm ist sehr stolz auf ihn, versorgt ihn mit Nahrung und sieht ihm bei der Arbeit zu.“

Allerlei Hausrezepte

Wäden und geflügelte Insekten aus Wohn- und namentlich Schlafzimmern kann man mit dem Staubfänger entfernen. Man verbindet das Saugmundstück mit einem Trichter, der unter dem Licht aufgehängt wird. Das Licht zieht die Insekten an, der Sauger saugt sie ab. Freilich: welche Arbeiterfamilie hat einen Staubfänger? Aber der Vorschlag ist gut. Schade, daß man mit diesem Instrument nicht auch — Wanzen fangen kann.

Angestrichene Möbel wäscht man mit Regenwasser ab, was besser als Seifenwasser reinigt. Mit ein wenig Seifeline poliert, erhalten sie ihren Glanz wieder.

Kartoffeln werden beim Kochen trocken und mehlig, wenn das Salz erst beigelegt wird, kurz bevor sie weich sind.

Brüchig gewordenes Leder frischt man auf durch Einreiben mit einer Mischung von Leinöl und Essig (zu gleichen Teilen). Das Del wird gefocht und, wenn es fast erstarrt ist, der Essig zugefügt.

Haarbürsten, die durch häufiges Waschen weich geworden sind, werden wieder steif, wenn man sie in eine kräftige Alaunlösung taucht und rasch trocknet.

Weiteres.

Am Viertisch. A: „Samariter sind Sie? Was heißt das?“ — B: „Wir leisten in Norfälen die erste Hilfe.“ — A: „Tamos! Da pumpe Sie mir nur gleich fünf Mark.“

Gehtrenk. „Waren Sie gestern Abend im Korso. Fräulein Fannie?“ — „Nein, ich ging schon um zehn Uhr zu Bette.“ — „Waren viele Leute da?“

Faßisch verstanden. Zwei Naturfreunde liegen, im Anblick des Meeres verjunken im Dünenstrand. Der eine wälzt sich herum und stottert: „im . . . po . . . po . . . jant!“ — Der andere: „Ruh sehr unangenehm sein. Aber stehen Sie denn doch auf!“

Der eingebildete Kranke. Der berühmte englische Chirurg Lord Lister wurde einmal um Mitternacht zu einem reichen eingebildeten Kranken geholt. „Haben Sie ihr Testament gemacht?“ fragte Lister nach beendeter Untersuchung. „Nein,“ antwortete zähnelappernd der Patient, „ist es schon so weit?“ — „Wie heißt Ihr Notar? Lassen Sie ihn sofort holen!“ — „Aber lieber, Herr Doktor . . .“ — „Lassen Sie ihn ruhen, holen Sie Ihren Vater und Ihre beiden Söhne!“ — „Also, ich muß sterben?“ — „Das nicht, aber ich will nicht der einzige Narr sein, den Sie mitten in der Nacht um Nichts aus den Federn jagen!“

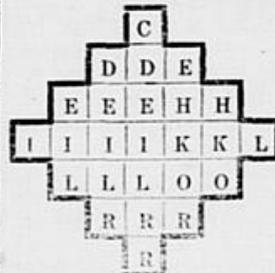
Wohltätig. „Das Fest ist ja großartig bejucht, Gnädige. Da kommt sicher eine gute Summe ein.“ — „Ja, für die Toiletten der Komitèedamen wird es gerade reichen.“

Nach der Scheidung. Was werden Sie nun tun, gnädige Frau? Wollen Sie wieder heiraten?“ — „Nein, ich jange ein Verhältnis an. Ich will nun etwas für die Dauer haben.“

Enttäuschte Erwartung. Tümmes und Pitter jehen stundenlang interessiert zu, wie eine große Spiegelscheibe in ein Schaufenster eingeseht wird. Endlich sagt Tümmes: „Kumm, Pitter, loß mer gon: se loßen se doch mit falle!“

Rätsel-Ecke.

Magischer Diamant.



Die Buchstaben ergeben richtig geordnet, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Konsonant, 2. Arzneimittel, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Schmiedstück, 5. Schutzwehr, 6. Wild, 7. Konsonant.

Ausfösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silberrätsel: 1. Giro, 2. Rudolf, 3. Orient, 4. Bredow, 5. Palua, 6. Elisebeth, 7. Indianer, 8. Telegraph, 9. Jeldo, 10. Zinal, 11. Trient = Großheit ist oft Wahrheit.